Jorinde, die Siebzehnjährige [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 2

PDF erstellt am: **20.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-633785

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 2 - 27. Jahrgang | Verlag: Berner Woche, Bern | 9. Januar 1937

Stadt im Nebel

Die Stadt versank im Nebelmeer
Mit allen ihren Glocken.
Ihr Blick ist seltsam blind und leer,
Ihr Pulsschlag scheint zu stocken.

Ein Turm allein reckt sich ins Licht;
Der höchste ist's von allen,
Und mächtig lässt er -hörst du's nicht?-
Nun seine Stimme schallen.

Zwar klingt die Glocke die er rührt,
Noch tief aus Nebelgründen —
Doch wessen Stirn das Licht verspürt,
Laut muss er es verkünden!

Walter Dietiker

JORINDE, die Siebzehnjährige

Roman von LISA WENGER

2

„Du hast den Vater auch nicht gekannt, als du dich in ihn verliebt hast. Und denk' wie herrlich, nun wirst du Großmutter, und du Aetti, Großvater . . ."

„Kann nicht sagen, daß ich mich besonders nach dieser Würde gesehnt habe", sagte der Vater. „Und ich weiß nicht, ob du dich zu einer Mutter eignest."

„Aber ich weiß es."

Und nun gingen sie, um Claudias Geburtstagsgeschenk zu holen . . .

Die kleine Truppe wartete vor einer alten, baufälligen Türe, weit draußen vor der Stadt. Ein Baum stand auf einem kleinen Rasenfleck, und ein Vogel sang. Claudia klopfte an; aber niemand antwortete. Sie öffneten und kamen auf einen engen, rußigen Flur. „Geht nur ruhig hinein", sagte Claudia, und ging voran. Die Fensterläden waren geschlossen. Auf dem schmalen Bett, mit einem zu kurzen Laken zugedeckt, lag die arme Frau, die gestern ihren Schmerzen, ihrer bittern Armut, ihren seelischen Leiden und täglichen Sorgen entflohen war. Das Bettchen war leer. Die Frau lag so allein auf ihrem Bett, wie es ihr nie im Leben gegönnt war. Drei Kinder hatte sie in dem kleinen Raum um sich gehabt, eine alte Mutter und ihren Mann. Claudia strich ihr liebevoll über die Haare, die unter dem Tuch hervorsahen. Sie war schwer bedrückt. Vielleicht war es der unbewußte Gedanke an den Tod, dem sich niemand entziehen kann, vielleicht trauerte sie um das schwere Leben, das diese Tote zu überwinden gehabt hatte, vielleicht empfand sie es als Anmaßung, als Unrecht, daß sie das Kind dieser Frau nun um sich haben sollte und sich an ihm freuen durfte, während die Mutter . . . Ich will deinem Kinde eine rechte Mutter sein, so gut ich kann, dachte sie, und die Augen füllten sich mit Tränen. Die Größe ihrer Aufgabe überfiel sie erst jetzt. Häubchen und Jäckchen, rosa und blau — das ist schön und gut. Aber verantwortlich sein für die Gesundheit, das Fortkommen, die Seele dieses Kindes, das ist schwer.

„Setzt euch doch", flüsterte sie. „Es muß ja gleich jemand kommen." Tante Rosa und Kusine Eins setzten sich. Da wohnen nun so viele Menschen jahraus und jahrein in zwei kleinen Stuben, haben zu heiß im Sommer und zu kalt im Winter, haben wenig Freude, Krankheit und . . . und wie geht's mir? Vorhänge und Blumen und Bilder an den Wänden . . . zu essen . . . warm . . . ach, ich will mir viel Mühe geben. Ich will das Kind glücklich machen — wenn ich kann. Was sie nun noch dachte, ohne Worte, fast ohne Gedanken, war ein Gebet. Sie wußte es nicht; aber es war trotzdem ein Gebet.

Die alte Mutter kam, das Kind im Steckkissen im Arm. Trotz der Wärme in Federn und Wolle gesteckt, mit rotem,

heißem Gesichtchen. Claudia beugte sich über das hilflose Menschenwesen und sagte ein paar Worte zu der Frau, die schüchtern, gebückt und hilflos vor den Gästen stand.

„Also das Kind wollen Sie haben", sagte sie. „Der Sohn hat es mir gesagt. Ich bin froh, ich habe ja noch die drei andern zu besorgen."

„Ich werde das Kindchen lieb haben", sagte Claudia, und es wurde ihr nicht schwer gemacht. Ein zartes und feines Gesichtchen lag auf dem zerknitterten Kissen. Goldrote Härchen flogen bei jeder Bewegung der Großmutter auf, zierlich waren die Fingerchen, und die Augen dunkel.

„Darf ich es gleich mitnehmen? Ja, ist es dem Vater also recht?"

„Er ist froh, daß Sie es aufziehen wollen", sagte die Alte einfach. „Er denkt jetzt nur an die Frau. Er hat sie . . ." sie scheute sich zu sagen: Er hat sie lieb gehabt. Claudia hatte den Korb mit den kleinen Sachen mitgebracht. Aber nun schien es ihr richtiger, das Kind mitzunehmen, wie es war. So unzart mochte sie nicht sein, vor den Augen dieser alten Frau Grau in Rosa zu verwandeln und sie dadurch vielleicht zu demütigen.

„Ich danke Ihnen vielmals", sagte sie, und die Alte legte das Kind in Claudias Arme. Weder sie noch die Großmutter sagten noch etwas.

„Alles Uebrige wird geordnet werden", sagte Tante Rosa.

„Ist schon recht. Es wird es gut haben, das Kleinchen." Sie strich ihm über Aermchen und Köpfchen, strich sich auch in Verlegenheit über die Schürze. „Ja, leben Sie wohl." Die stille Mutter auf dem Bett blieb zurück. Die alte Frau, der man eine Last abgenommen und die trotzdem ihr Herz schwer bedrückt fühlte, senkte den Kopf. Die Türe knarrte, fiel ins Schloß, und aus dem traurigen Dunkel stieg Claudia mit ihrer kostbaren Gabe ans Licht. Auf der Heimfahrt mochte niemand so recht reden. Eine Welt hatten sie zurückgelassen: Tod, junges Leben, gebeugte Schultern, Armut, Trauer, Mangel an allem, was Menschen haben sollten, um das Dasein besser zu ertragen, alles beisammen in einer kleinen Stube. —

„Ich werde das Kind zuerst in Ordnung bringen", sagte Claudia zu Hause. „Dann komme ich hinunter." Nach einer halben Stunde stand sie unter den vielen neugierigen Geburtstagsgästen.

„Ein herziges Kind, soviel man sehen kann", sagte Tante Lisettchen. „Aber die roten Haare?"

„Schon finde ich sie schön, und sie sind schön", sagte Claudia. Basilius drängte sich vor.

„So Säuglinge finde ich einfach . . . einfach . . . eine junge Katze ist eine Schönheitskönigin daneben". Claudia sah ihn nur an. Der Blick brannte, so verächtlich war er. Um ihm eine auszuwischen, war sie zu ergriffen. Auch der Student betrachtete das Kind, und zwar mit interessiertem Eifer.

„So, so, das ist also die Species Mensch als Säugling! Kann nicht behaupten, daß er mir Eindruck macht. Wenn ich mir dies Wesen als schönes junges Fräulein vorstelle — vielleicht wird's mir dann leichter.

„Conrad, dir ist nichts heilig", sagte Claudia mit großer Mißbilligung. Vater und Mutter schwiegen, sagten wenig. Sie empfanden die Wichtigkeit der Stunde so stark, sowohl für das Kindchen als auch für Claudia.

„Möge es dir gelingen, Kind", sagte endlich der Vater. „Und möge es zu deinem und des Kindes Glück beitragen, daß du es zu dir genommen hast." Und die Mutter flüsterte:

„Ich kann es lieb haben. Ich weiß jetzt schon, daß ich es lieb haben kann."

*

„Wenn ich nur wüßte, wie es heißen soll", sagte Claudia schwermütig zum Studenten. „Tagelang habe ich darüber nachgedacht."

„Wenn nur meine Eltern über meinen Namen tagelang nachgedacht hätten. Sie würden mir dann nicht den Struwelpeternamen „Konrad" gegeben haben. Was mich der gekostet hat an zerrissenen Kleidern und Beulen: Konrad, sprach die Frau Mama, ich geh aus und du bleibst da . . . Keiner, der mir diesen Vers nicht an den Kopf geworfen hätte! Nimm einen schönen Namen, Claudia, z. B. Kleopatra. Das war ein feines, schwarzbraunes Frauenzimmer."

„Rede ernsthaft, Konrad, wenn es sich um eine ernste Sache handelt. Und wenn sie hellblond wird, und heißt Kleopatra?"

„So nenne sie Krimhild."

„Krimhild? Weiß nicht. Die hat doch die ganzen Nibelungen umgebracht."

„Guck, da habe ich eine Reihe Namen: Cléophé?"

„Nein."

„Eufrosine, Betonung auf der drittletzten Silbe."

„Nein."

„Anastasie?"

„Nein."

„Brunhild?"

„Schön, aber unpassend. Die muß kohlschwarz werden, und groß sein wie ein Riese, denk an den Siegfried."

„Aber vielleicht Irmentraut?"

„Ach, pfui, Irmentraut, Blümlein traut — Sauerkraut . . ."

„Violette vielleicht!"

„Dann nennt man sie Lette!"

„Meret, nach Kellers Meretlein?"

„Sehr schön. Sehr apart. Aber wenn man ihr „Meerrettig" sagt? Ach, ums Himmels willen, wie soll es denn heißen, das arme Kind?"

„Berta — Babette — Fanny — Salomé . . ."

„Jetzt aber hör einmal, ein Mädchen, das einem Täufer den Kopf abschlagen ließ . . ."

„Es gibt keine Täufer mehr."

„Nein, aber sie könnte die Köpfe von gewöhnlichen Männern verlangen, oder sie ihnen wenigstens verdrehen."

„Claudia wäre ja der schönste Name auf der Welt; aber den sollst nur du tragen. Nur zu dir paßt er."

„Konrad", sagte Claudia erstaunt. „Ist dir das ernst?"

„Leider, ja", sagte er. „Also warte, nenn du sie Jorinde."

„Oh, herrlich! Wunderschön. Du bist doch der Gescheiteste von allen."

„Endlich merkst du es, teure Base. Seit zweiundzwanzig Jahren hast du mich um dich, und . . . und hast noch nie bemerkt, daß ich große Anlagen zu einem außerordentlichen Menschen habe . . ."

„Hör, Konrad, jetzt machst du aber Spaß, gelt?"

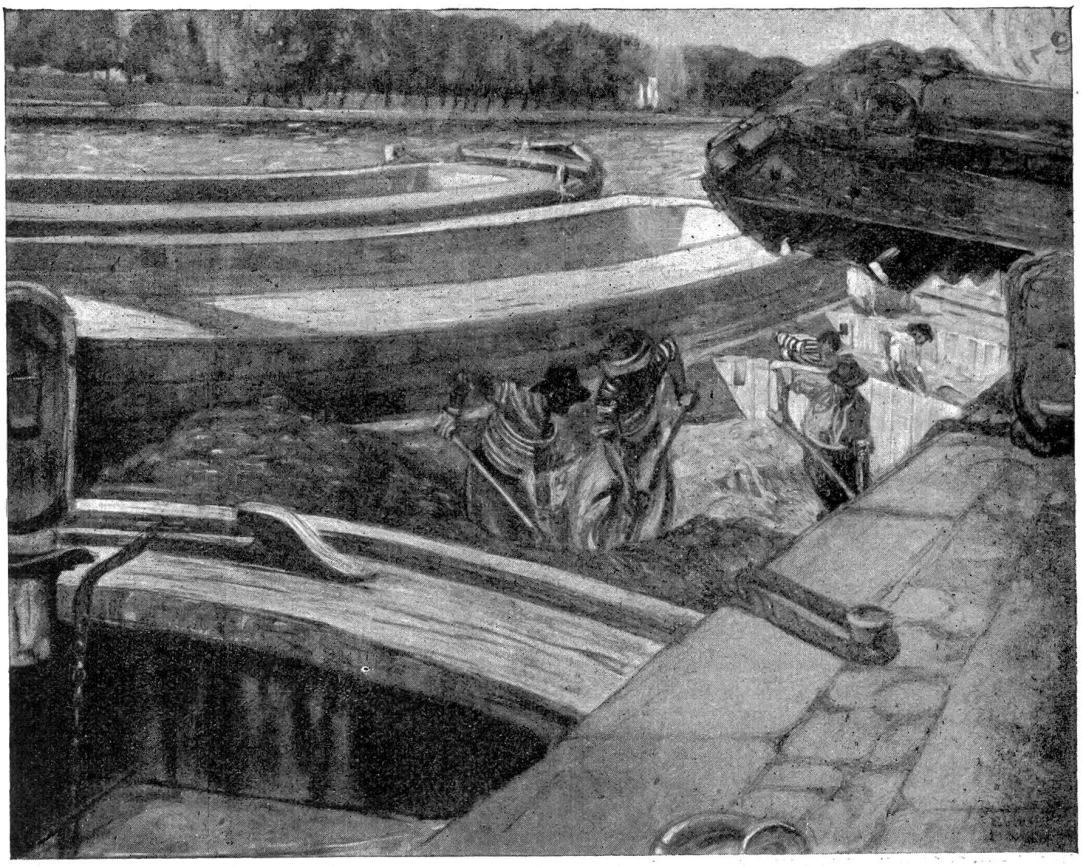
„Wenn es dir vorkommt, es sei Spaß, dann habe ich leider Spaß gemacht."

„Also nun soll das kleine Wesen Jorinde heißen. Märchenhaft schön! Im Märchen ist's Jorinde aber nicht allzugut gegangen. Sie wurde verzaubert und mußte als Vogel im Käfig sitzen."

„Nun, sie hat ja noch ihren Joringel gefunden, der sie erlöst hat", sagte Konrad. „Also riskieren wir's. Und vielleicht haben die Dämonen das Märchen nicht gelesen und können es nicht nachahmen."

„Konrad, du darfst Pate sein, trotz der Brosamen."

„Claudia, das ist lieb von dir. Ich werde mir Mühe geben, die Brosamen zu überwinden. Aber erwarte nicht von mir, daß



Burkard Mangold: Lastkähne am Seineufer

ich Silber und Gold über Jorinde regnen lassen werde, so weit kann ich es nicht bringen.

„Nein. Aber das verlange ich, daß du ihr keinen silbernen Becher schenkst, ich kann sie nicht leiden." Und nun gingen sie zu den Eltern, um ihnen vom Namen Jorinde zu erzählen.

Quä, quä, quä, hörte Claudia in ihren Traum hinein ein Auto tuten. Dafür hielt es ihre Traumleitung, die gerne der Wahrheit auswich. Quä, quä, quä, tutete es wieder. Und plötzlich fuhr die Schläferin in die Höhe: Das Kleine! Das ist ja das Kleine! Sie rieb sich die Augen. Sie schaute auf ihre Armbanduhr. Fünf Uhr! Nicht einmal genau. Also jetzt brüllt es schon um fünf! Sie streckte sich gähnend, suchte mit dem Fuße ihre Sammetschuhe und nahm den Schlafrock, der zu diesem Zweck unten auf ihrem Bette lag. Quä, quä, quä, ja, ja, ich komme gleich, du Schreipüppchen. Ich mache dir gleich Milch. Sie fuhr herum und stellte ihre Milch auf den elektrischen Kocher und wusch und besorgte das kleine Wesen. Ein herziges Dingelchen bist du schon, dachte sie. Beinchen, Füßchen ... ach, du Püppchen. Das ist halt was anderes als damals, wo ich mit dem blöden Ding herumspazieren sollte. Nun, trink schon. Gott, geht das langsam! Sie gähnte. Gut, daß ich nachher noch schlafen werde, sonst wird mein deutscher Aufsatz miserabel. Und dazu einer, den man in der Klasse machen muß. Gott, was die Lehrer alles erfinden! Claudia schaute zärtlich auf das kleine Gesichtchen hinunter, das vor ihr lag. Ein ungeheuer zufriedenes Gesichtchen. Die Aeuglein schlossen sich, die Fäustchen — winzig wie bei einem Zwerglein — hoben sich und legten sich neben das Gesichtchen, es schlief. Claudia schlüpfte wieder unter die Decke. Wenn's nur gut geht mit dem Aufsatz. Ich bin jetzt immer so blöd dumm. Das letzte Mal eine Zwei, das vorletzte Mal eine Drei, früher immer Sechser. Kann ich dafür? Es schreit eben um fünf Uhr. — Ein richtiges Auto fuhr vorüber und tutete lang und böse. Der Schlaf entfloh. Vergebens suchte Claudia zu schlafen, vergebens suchte sie wenigstens an ihre Aufgaben zu denken: Richtig, Französisch-Indien muß ich noch durchgehen, Siam wiederholen ... Sechs Uhr. Sieben Uhr.

„Aufstehen", polterte es an der Türe. „Aufstehen!"

„Bin längst wach". murrte Claudia. Gut, daß Mutter mir die zweite Etappe des Fütterns abgenommen hat. Was hätte ich machen sollen? Die Matura muß ich machen, das geht vor kleine Kinder hüten. Weder sie noch die Mutter redeten über diese Konzession nach schweigender Uebereinkunft. Verspottet brauchte sie nicht auch noch zu werden. Basilius! Der Vater! Basil hatte schon hämisch gefragt:

„Rennst du jedesmal vom Gymnasium heim, wenn das Balg trinken will?"

„Alles ist besorgt und in Ordnung", sagte ruhig Claudia.

Acht Uhr. Glücklich saß sie auf ihrer Bank. Sie schrieb und gähnte.

„Claudia Winter, Sie scheinen Ihrem Aufsatz kein besonderes Interesse zu schenken", erlaubte sich der Lehrer zu bemerken. „Sie gähnen bei jedem Komma. Was ist denn los? Tanzen Sie zuviel. Da eine Drei, und dort eine Zwei — macht noch keine Matura."

„Ach Gott", sagte Claudia, „ich bin so früh aufgestanden, ich ..."

„Nun heraus mit der Sprache: Sie sind um fünf vom Ball heimgekommen." Claudia lachte.

„Nein, aber ich muß doch das Kind besorgen."

„Was! Was sagen Sie da?"

„Ich muß eben mein Kind besorgen und kann dann oft nachher nicht mehr einschlafen."

„Nun, hören Sie", sagte Herr Ebert, „Sie flunkern wohl?" Zwanzig Finger fuhren in die Höhe, zwanzig Arme reckten sich.

„Was wollt ihr? Was habt ihr?"

„Sie hat doch ein Kind", schrie es bunt durcheinander. Sie hat doch ein Kind zum Geburtstag bekommen ... sie muß es doch besorgen ..."

„Jaso", sagte der Lehrer, „jaso, gut, gut. Aber vom Standpunkt der Schule aus betrachtet, kann sogar das netteste kleine Kind bei Schulaufsätzen nicht in Betracht kommen. Kind oder Aufsatz. So muß es heißen."

„Ich habe gedacht: Kind und Aufsatz", rief Claudia, von der Leutseligkeit ihres sonst so strengen Lehrers erfreut.

„Schön und gut. Aber die Matura? Dreier, dann Zweier, dann — weiter geht's nicht."

„Ach Gott, Herr Ebert, morgen werde ich nicht gähnen." Sie setzte sich. Sie erwog, ob die Mutter ihr nicht helfen würde, trotzdem sie so sehr geprahlt hatte. Sie dachte, daß ... Kaum die Hälfte hatte sie geschrieben, als es läutete. Claudia klappte ihr Heft zu. Sie sollen nicht recht behalten, alle die Wehmütter und Kassandren, ich werd's schon schaffen. Um zwölf rannte sie heim, hinauf in das Kinderzimmer neben dem ihren, und kniete am Bettchen nieder, besah sich Jorinde und strahlte vor Freude und Zärtlichkeit.

„Nun, wie ist's gegangen?" fragte der Vater heute wie alle Tage. Eine unangenehme Gewohnheit der Väter, dies Gefrage. Und so nutzlos. Ging's schlecht, so nützte ja das Fragen nichts, und gings gut, so hatten sie kein Recht zum Fragen, fand Claudia. Nach vierzehn Tagen erhielt sie ihren Aufsatz zurück. Drei, stand mit roter Tinte unter dem letzten Wort geschrieben. und in Klammern: (In Anbetracht des Kindes 3. Verdient 2½.) Zornig strich Claudia die Drei durch und unterstrich die Zweieinhalb.

„Du, Claudia, die Jungens fragen mich, mit was für einem Kind du alle Tage herumspazierst?"

„Sollen Sie fragen, die Lämmer!"

„Und mit dir wäre nichts mehr los. Du seiest bei nichts mehr dabei. Und sie fragen mich ..."

„Hör, Basil, ich höre auch Fragen, aber solche, die dich angehen. Mich hat man gefragt, warum du immer zur hintern Hofschultüre hereingehest, wo doch die Jungens von Ober-Sekunda vorne herein dürften? Und ich sagte: Warum? Darum. Und dann lachten sie. Sie wissen schon, daß der Schwarz dir vorne auflauert, um dich durchzuhauen und daß du dich fürchtest . . ."

„Claudia! Ich schmeiße das Kind zum Fenster hinaus, wenn du noch ein Wort sagst ..."

„Ich sagte ja gar nichts. Ich sagte bloß: Darum!" Basil warf den Löffel in die Suppe, daß sie hochaufspritzte.

„Kinder, wenn schon den Eltern das Befehlen verboten worden ist von der weisen und schon so erfolgreichen Jugend, so möchte ich euch dennoch höflich ersuchen, euch so schnell wie möglich anständig zu betragen, oder euch davonzumachen. Autorität ist außer Mode, aber eine Kopfnuß — eine Kopfnuß in Ehren kann niemand verwehren — sagt Hebel." Da lachten alle.

„Einen Kuß in Ehren", rief Claudia, „nicht eine Nuß. Und den Kuß sollst du haben, du autoritätsverlassener Vater! Du bist der Rechte, der keine Autorität hat! Sie schaut dir ja aus allen Knopflöchern. Und das ist gerade das Rechte." Quä, quä, quä, tutete es, und Claudia sprang davon.

„Sie ist ein ganzes Mädel", sagte der Vater.

„Ein ganzes schon", meinte Basil etwas hochnäsig, „aber was will das sagen ganz? Ein Regenwurm ist auch ganz, wenn man ihm nicht den Schwanz abtritt."

„Na höre. Das sind Witze!" sagte der Vater. Aber er schmunzelte.

*

Daß ein Kind im Haus war, daran konnte niemand zweifeln. Viermal im Tag erhob es energisch sein Stimmlein, einmal des Abends und einmal des Morgens, und machte sich wichtig. Trotzdem alle offiziell über das Geschrei schalten, war es dennoch eine Tatsache, daß alle Augenblicke jemand ins Kinderzimmer lief und sich das Wesen beschaute. Sogar der Vater. Sogar — und das will mehr heißen — der Basilius. Er rümpfte zwar mächtig die Nase über das seine Herkunft vom Affen nicht verleugnende Menschenkind, lief aber oft hinauf; nur sorgte er dafür, daß ihn niemand sah. Die alte Motte wahr ehrlicher und gab ihrem Entzücken Ausdruck: Ein Haus ohne Kind ist wie ein Stall ohne Rind. Wo sie diesen landwirtschaftlichen Ausspruch her hatte, verriet sie nicht. Claudia — ja Claudia! Das darf man nicht glauben, daß sie nicht oftmals seufzte, ungeduldig wurde, böse wurde. Warum auch nicht? Wer hat nicht schon um seiner erfüllten Wünsche willen geseufzt? War nicht vielleicht der Greis, den Sindbad der Seefahrer auf seinen Schultern tragen mußte, ein erfüllter Jugendwunsch, den er nicht mehr abschütteln konnte? Aber das gehört nicht hierher. Selbstverständlich war es nicht das Kindchen, das ihr Herz beschwerte, ach, das hätte sie um keinen Preis mehr hergegeben. Also war es das Gymnasium? Die winkende oder die drohende Matura? Oder eben beides zusammen? Freilich, es war keine Kleinigkeit, alle Morgen so früh aufzustehen und, kaum von der Schule zurück, das Kind zu betreuen, einmal zu waschen, einmal zu nähren, einmal zu baden, zu kleiden, und abends noch Aufgaben zu machen. Früher hatte sie geprahlt, daß sie überhaupt keine Aufgaben mache. Daß sie ihr im Traum kämen, daß sie sich darum keine Beine ausrisse und doch die besten Noten habe. Und jetzt?

„Du hast es so gewollt", sagte der Vater.

„Ja, Claudia, liebes, das hättest du vorher bedenken sollen", sagte die Mutter, wenn sie allein waren.

Fortsetzung folgt.

Mutter Verena

Albert Leitich – St. Andreae.

Die großen, weißen Flocken fielen lautlos vom Himmel und legten einen dämpfenden Schleier um die Schallöcher des Kirchturms und um die Glocken, die ihr Lied hinaussandten in die sternenschimmernde Winternacht.

In den Gassen und auf dem Marktplatze war es still. Schwach zeichneten sich die weißen Häuser ringsum mit ihren hohen Giebeln und den leicht geneigten Dächern.

Unter den alten Toren standen kleine Gruppen, man flüsterte leise, als sei man in Erwartung besonderer Dinge. Und wirklich tauchten jetzt am untersten Ende des Platzes Gestalten auf: Erst kam ein dunkelfarbiger Mann, der eine Krone am Haupte trug, dann ein zweiter mit einer brennenden Laterne, einer einfachen viereckigen Stallaterne, ihnen folgte ein Barhäuptiger, in dunklem Gewand, mit einem leuchtenden Stern, der sich auf einer hohen Stange drehte. Alle drei schritten langsam und schwer durch den frischen Schnee.

Und da, eben wie sie einbogen auf den Kirchenplatz, klang ein freudiger Ruf hinaus in das verschneite Land: „Da sind sie jetzt, die heiligen Drei Könige!" Alle Blicke waren auf sie gerichtet, und als sie sich jetzt anschickten, von Haus zu Haus zu gehen, um ihre Lieder zu singen und ihre Gaben zu sammeln, da folgten ihnen Junge und Alte.

Als sie vor dem Haus der Posthalterin Verena Lauf ihr Lied gesungen hatten, machten sie kehrt, um auch dem Friedhof einen Besuch abzustatten, denn auch den Toten galt ihr Lied, so gut wie den Lebendigen. Draußen am Gottesacker brannten Kerzen und flackerten zwischen den weißen Flocken, während Kaspar, Melchior und Balthasar ihre eintönigen Weisen sangen. — —

Die Posthalterin, die krank zu Bette lag, richtete sich in den Kissen auf und sah mit freudigem Glanz in den müden Augen auf ein junges Mädchen, das eben die drei Gäste aus dem Morgenlande beschenkt hatte. „Lisi, jetzt sind die heiligen Sänger fort, jetzt kann das Irdische zu Recht kommen: mach' mir das Radio zurecht, ich möchte Musik hören; vielleicht hör' ich auch ein Stück von unserem Martin!"

Die Lisi beeilte sich, den Wunsch ihrer mütterlichen Freundin zu erfüllen, ihr Gesicht hatte einen seltsamen Ausdruck, ge-